

Matthias Penzel, Ambros Waibel: „Jörg Fauser. Rebell im Cola-Hinterland“

Ein Leben fürs Schreiben

Von Michael Eggers

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 24.07.2024

Achtzig Jahre nach seinem Geburtstag legen die Journalisten Matthias Penzel und Ambros Waibel eine erweiterte Fassung ihrer Biografie von Jörg Fauser vor, der einzigen, die es zu diesem Autor gibt. Sie zeigt eindrücklich, wie aktuell das Werk des Einzelgängers ist und stellt zugleich ein Stück Kulturgeschichte der alternativen Szene Westdeutschlands in den 70er und 80er Jahren dar.

Gestorben ist er zu jung, daran besteht kein Zweifel. Nicht so spektakulär, wie James Dean, über den er geschrieben hat und der mit seinem Sportwagen in den Tod fuhr. Aber auch auf der Straße: Jörg Fauser ist im Juli 1987, in der Nacht nach seinem 47. Geburtstag, von einem LKW überrollt worden. Und wie die Hollywood-Ikone hatte auch Fauser ein kurzes und wildes Leben hinter sich, als es ihn auf der Höhe seiner Kreativität erwischte. Bis Mitte der achtziger Jahre gelang es ihm, sich als unabhängiger Schriftsteller zu etablieren, zuerst mit Reportagen und Kolumnen in Zeitschriften, dann mit seinem ersten Roman „Der Schneemann“ auch als ein Krimi-Autor.

Fauser will anschließen an den Hard-boiled-Krimi seiner amerikanischen Vorbilder Raymond Chandler und Ross Thomas und schreibt doch einen ganz eigenwilligen Roman, der in keine Schublade passt.

Einzelgänger, die keinen Drink verschmähen

Hier wie in seinen anderen Büchern erzählt er in einem coolen, aber pointenreichen Stil von den Abgehängten, den Einzelgängern – immer sind es Männer, natürlich –, die den eigenen Vorteil suchen, sich aber einen Sinn für Gerechtigkeit bewahren. Und die einen guten Drink nie verschmähen. Kostprobe gefällig? Hier ist Fauser im O-Ton mit einem Ausschnitt aus seiner Erzählung „Requiem für einen Goldfisch“:

„Der Rentner ließ den Einarmigen Banditen los, kniff die Augen zusammen, öffnete sie halb, schielte Carl an und lächelte. Dann winkte er Carl zu sich und zog Carls Kopf an seine Schulter. Carl spürte das Zittern. Sie zitterten beide und lagen da eine halbe Minute wie außerhalb des Raums, Kopf an Schulter, Angst an Angst, und dann sagte der Rentner: ‚Unter uns zwei Vollmatrosen, ich seh nur noch kleine Hippemänner, wenn ich die Augen aufmach.‘ ‚Und wenn du sie zumachst?‘ ‚Die Heimat, Junge‘, sagte der Rentner mit einem kleinen Schluchzer. ‚Und wie sieht die aus?‘ Der

Matthias Penzel, Ambros Waibel

Jörg Fauser Rebell im Cola-Hinterland Die Biografie

Diogenes Verlag, Zürich

640 Seiten

32 Euro

Rentner schob ihn weg und griff nach seinem Bierglas. ‚Was weißt du denn davon‘, sagte er und verschüttete mehr Bier. Carl zuckte die Achseln und trank seinen Schnaps. Dann ging die Tür auf, und mit einem Schub Kälte und einem Wischer Regen kam die Königin von Saba in den Stehausschank.“

Schreiben als Lebensziel

Laut Matthias Penzel und Ambros Waibel, den Autoren der Biografie, gehört die Erzählung zu seinen gelungensten Texten – schräg, spannend und authentisch. Sie liegt zwischen seiner avantgardistischen Phase, in der er sich an William S. Burroughs und dessen Cut-Up-Methode orientiert, und seinen zugänglicheren, lesbaren Texten. Denn eigentlich zielte sein Ehrgeiz nicht darauf, die Literatur neu zu erfinden, sondern über ein Leben zu schreiben, das er selbst kennengelernt und gelebt hat, und darauf, auch gedruckt und gelesen zu werden.

Penzel und Waibel stellen sehr deutlich heraus, dass das Fausers vordringlichstes Lebensziel war, und so ist es nur konsequent, dass sie sein Leben an seinem Werk entlang erzählen. Nie verlieren sie sich in Details seiner familiären Beziehungen oder Partnerschaften, und psychologische Deutungen seiner Person erwähnen sie allenfalls als Möglichkeit. Stattdessen gehen sie immer wieder ausführlich ein auf seine Produktionsbedingungen als Schriftsteller: Wann und wo konnte er schreiben und publizieren, und natürlich vor allem: Wie hat er geschrieben. Wirkungsvoll nämlich und immer eng am Leben:

„Fausers Gespür für ausdrucksstarke Details ist eindrücklich, ein quasi-dokumentarischer Eindruck, der weder Sachen beschönigt, Elend romantisiert noch schäbigen Chic inszeniert. Alle – oder doch viele – dieser erlebten Dinge, dieser vom Leben ‚abgeschriebenen‘ Begebenheiten, sind bestimmt von dem Dichter, der vorgeht wie ein Dokumentarfilmer: In der Schlussproduktion wie im Schnitt wird verknüpft und gerafft, mancher aus der Besetzung raus gekürzt.“

Die Ambivalenz des Rebellen

Zu Beginn seiner Laufbahn macht Fauser seine eigene, prekäre Existenz zum Pfund seiner ersten journalistischen Erfolge. In Frankfurt bricht er sein Studium ab, wird in Heidelberg heroinabhängig, verbringt Zeit in Istanbul, dann in West-Berlin, Göttingen, München. Er hat die Fähigkeit, über seine Drogenabhängigkeit zu schreiben und die Welt der Junkies aus der Innenansicht zu porträtieren – und damit eine Szene, die in den 70er Jahren als anstößig, provokant, aber eben auch als aufregend und rebellisch galt, auf eine heute kaum noch vorstellbare Weise.

Seine Reportagen kommen an, denn man merkt beim Lesen schnell, dass hier Selbsterlebtes berichtet wird, ohne zu moralisieren. Bei Fauser gehen Leben und Schreiben in eins, auch Lesen und Schreiben übrigens – er verschlingt viel Literatur und kennt seine Vorbilder genau. Er weiß, wie und wo er Texte verkaufen muss, um davon zu leben, aber er hält immer an dem fest, wofür er schreibt: für den Rand der Gesellschaft, für die anarchische Gegenkultur, für das, was man seinerzeit den Underground nennt. Penzel und Waibel betonen diesen Widerspruch zwischen Kommerz und Protest: Sie zeigen Fauser als den „Rebellen im Cola-Hinterland“, in der spießigen Bundesrepublik, in die amerikanische Mythen wie Coca-Cola, der Beat und ein heldenhaftes Machotum Einzug halten. Und sie

schreiben in einem temporeichen Stil ohne Umwege, der die Energie von Fausers eigener Schreibweise aufgreift:

„Ihn umgibt dieses Flair, das Faible des Aussätzigen, das er richtiggehend zur Schau trägt; kleidet sich wie ein Semi-Amerikaner in Soho, schleicht rum wie Burroughs, brütend und geheimnisumwittert, um dann aber gleichzeitig an der Schreibmaschine Knaller wie Sprengsätze für eine bessere Welt rauszuhauen. Diese Diskrepanz oder Ambivalenz – Fausers Mythos – entsteht oder festigt sich in der Münchner Zeit. Unbewusst oder nebenher entwickelt, das Widersprüchliche wird zum Einmaligen, zum USP, Fausers sales pitch.“

Ein Archiv der Subkultur

Es ist eine ausführliche Biografie geworden, mit rund 650 Seiten mehr als doppelt so lang wie die erste Fassung von 2004. Sie ordnet Fausers Leben in unterschiedliche Phasen, je nach dem Projekt, das ihn beschäftigt und dem dazu gehörenden, personellen Zusammenhang. Dass diese Projekte sich oft zeitlich überlappen, führt dazu, dass man in der Chronologie des Öfteren springt. Penzel und Waibel haben tief recherchiert, mit vielen Menschen gesprochen oder Nachrichten ausgetauscht, schon für die erste Fassung und jetzt noch einmal. So haben sie nicht nur den Autor und Menschen Jörg Fauser gezeichnet, sondern auch ein wertvolles, detailreiches Stück Zeit und Kulturgeschichte geschrieben.

Es ist die einzige existierende Biografie Fausers und zugleich ein soziales Archiv der publizistischen Subkultur der 70er und 80er Jahre, von den ersten, selbst geklebten Sponti-Zeitschriften, an denen er beteiligt war, über seine späteren Kontakte in die etablierteren, literarischen Kreise, bis hin zu Hans Magnus Enzensbergers legendärer Zeitschrift „Trans-Atlantik“. Dabei lassen die beiden immer wieder durchblicken, dass eine solche Rekonstruktion eines Lebens nicht ohne Spekulation auskommt, dass die Dinge auch anders gewesen sein könnten, oder wie sie es ausdrücken: „Letzten Endes bleibt die Wahrheit im Graubereich verborgen.“ An der Bewertung der Texte Fausers lassen die Autoren aber keinen Zweifel:

„Über Cut-up und das Frühwerk Fausers mag man streiten, andere Gemüter können sich – mit plausiblen Argumenten – über einige der folgenden Romane, Erzählungen echauffieren, und manche Terminologie ist wohl von der Zeit überholt, ein großer Teil der journalistischen Arbeiten dagegen glänzt mit Kadenzen, mit einer Aktualität, die so wenig altert wie Dorian Gray. [...] So wie bei jedem Meister, gleich welcher Disziplin, ist das auf Fausers Kenntnis des Stoffs zurückzuführen – und nicht nur des Stoffs, sondern auch seiner jeweiligen Derivate. Anders als berufsmäßige Rezensenten hat er sich fast ausnahmslos über das ausgelassen, was ihm gefiel. Hat sich nicht sonderlich für Aktualität interessiert, irgendwelche neuen Titel oder Autoren oder Hypes begutachtet oder verspottet, nur weil deren Verlage gerade Anzeigen in den Buchmesse-Beilagen schalten.“

Joschka, Trotzki und der Wermut

In der Tat haben die Reportagen und Kolumnen bis heute ihre Gültigkeit, als Zeitzeugnisse und Close-ups, wie etwa die Porträts des jungen Bundestagsabgeordneten Joschka Fischer. Es ist der Gonzo-Journalismus eines Hunter S. Thompson, den Fauser hier adaptiert, subjektiv, emphatisch und direkt. Dass diese Texte nicht nur einen journalistischen Wert haben, sondern auch einen literarischen, hat die Literaturkritik erst heute richtig erkannt. Eine

Kritik, die mit Fauser ja alles andere als zimperlich umgegangen ist: Der arrogante und erbarmungslose Verriss, den ihm die damals viel zu mächtigen Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 1984 in Klagenfurt zuteilwerden ließen, hat dazu beigetragen, dass Fauser lange Zeit nicht recht gewürdigt worden ist. Die jedem philologischen Anspruch gerecht werdende und trotzdem spannend zu lesende Biografie Penzels und Waibels wird helfen, das zu korrigieren. Sie erinnert auf angemessene Weise an den Autor von Romanen wie „Rohstoff“ und „Das Schlangenmaul“, und an den Lyriker Fauser. Denn auch in Gedichten hat er seinen eigenen, lässigen Tonfall gefunden. Grund genug, ihn zum Schluss ein weiteres Mal selbst zu hören, mit den ersten Versen eines seiner bekanntesten Gedichte:

„Trotzki, Goethe und das Glück

Kaum war ich von der Spritze runter,
tappte ich in die nächste Falle:
die Revolution.

Die Revolution hieß Louise,
hatte unglaublich schmale Hüften,
blitzende Augen, flatterndes schwarzes
Haar, kam aus Paris
und war Trotzkin.

Wir wohnten zusammen in einem
der besetzten Häuser, hielten uns
glänzend in Schuß, hielten es sogar
für Liebe, und ich palaverete,
wenn Palaver gefragt war,
schwenkte Fahnen, wenn Fahnen
gefragt waren, und frühstückte
entgegen allen Lehren
des Großen Vorsitzenden
mit einer Flasche Wermut
und einem netten dekadenten Gefühl im Bett.

Das ist das Glück, dachte ich.“